

*Goethes*  
*unbekannte*  
*Reisen*

**MEPHISTOROT VON WEILBURG**

von

Ferry Ahrlé

„Goethes unbekannte Reisen:  
Mephistorot von Weilburg“  
Aus der Ferry Ahrlé Edition  
der Frankfurter Neuen Presse (o. J.)

----

Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung von  
Herrn Ferry Ahrlé, <http://www.ferry-ahrle.de> und der Frankfurter Neuen Presse, <http://www.fnp.de>  
in „Rudis Homepage zur Stadt Weilburg an der Lahn“  
<http://www.weilburg-lahn.info>

2006

----



IST GOETHE JEMALS IN WEILBURG GEWESEN? SO GANZ GENAU WISSEN WIR DAS NICHT.

ZWAR BERICHTET ER VON SEINER LAHN-WANDERUNG IM SEPTEMBER 1772: «ICH...LIESS DIE WOHLGELEGENEN SCHLÖSSER UND ORTSCHAFTEN WEILBURG, LIMBURG, DIEZ UND NASSAU NACH UND NACH HINTER MIR.» ABER AUSSER DIESER DÜRFTIGEN ERWÄHNUNG GIBT ES KEINE SILBE UND AUCH KEINE SPUR IM WERK. «GOETHE UND WEILBURG» — DIESES KAPITEL EXISTIERT IM BUCH DER LITERATURGESCHICHTE NICHT.

DIE ERZÄHLUNG, DIE WIR HIER ABDRUCKEN, IST DENN AUCH NICHT HISTORIE, SONDERN PURE PHANTASIE. GOETHE HAT DAS SPIEL MIT WORT UND HANDLUNG GELIEBT, ER HAT «DICHTUNG UND WAHRHEIT» NICHT NUR IN SEINER AUTOBIOGRAPHIE VERWOBEN. ER NAHM SICH STOFFE, WO ER SIE FAND UND WIE ER SIE BRAUCHTE; SO MAG ER DENN HIER EINMAL SELBST ALS STOFF DIENEN. UND ES TUT ÜBERHAUPT NICHTS ZUR SACHE, OB ER ZU SEINEN LEBZEITEN IN WEILBURG GEWESEN IST ODER ES NUR EINFACH SO HINTER SICH GELASSEN HAT.

**E**r nimmt das Skizzenbuch von der Kommode. Auf der vorderen Innenseite steht: «20 Groschen – Bertel'scher Papierladen – Jena.» Goethe steckt es in die Rocktasche, dabei fällt die Kopie eines Briefes an seinen Freund Knebel heraus. Er liest: «Nun noch einen kleinen Auftrag. Möchtest Du mir wohl bei Bertels ein Stammbuch von kleinem Format und gutem Papier ausnehmen und herüberschicken? Ich wünsche ein solches Taschenbüchlein wieder zu haben, das man zu sich steckt, um von Zeit zu Zeit etwas hineinzuzichnen. Vor'm Jahr nahm ich dort eins, das recht passend war, nur war das Papier schlecht. Veranlasse zugleich Bertels, daß sie mir eine Rechnung machen, denn ich bin von vor'm Jahr her noch etwas schuldig.»

Später in der Kutsche streicht er prüfend über das Papier des 10 x 18 cm kleinen Büchleins: «So ist es wohl ein anständiges Papier, der gute Freund Knebel, der weiß, was ich will.» Die Kutsche fährt durch dichte Wälder. Die Sonne, die durch das Laub leuchtet, malt immer wieder neue farbliche Schattenbilder auf den Weg. Der Reisende blinzelt durch das Fenster und beobachtet das Schauspiel der Natur. Hinter einer Kurve liegt Weilburg, die barocke Residenzstadt, wie ein Schiff auf dem hohen Felsrücken, fast kreisförmig von dem Lahnbogen umflossen.

Wie immer, wenn der Dichter neue Reiseziele entdeckt, hat er sich mit deren Geschichte befaßt. Auf einem seiner Zettel, die er in einem Kästchen sammelt, steht: Weilburg (Wilineburch, Wilinaburg), Hauptsitz des Salisch Konradischen Geschlechts. König Konrad I. gründete um 912 das Sankt-Walburgis-Stift. Dieses kam später an das Bistum Worms. Die Burg besaßen ab 1294 die Grafen von Nassau, die sie zu ihrer Residenz machten. Im 16. Jahrhundert entstand das Renaissance-Schloß, dessen vier Flügel den Hof umschließen. Dieser weist eine Vielfalt von Bauformen auf, vom rustikalen Fachwerk bis zur edlen Renaissance des nördlichen Arkadenflügels. Im 18. Jahrhundert wurde das Schloß zu einer Barockresidenz erweitert.

Bei der Einfahrt in die Stadt sieht Goethe seine Erforschung aus alten Folianten bestätigt. Das Stadtbild ist von den Anordnungen des Grafen Johann Ernst geprägt, der von 1648 bis 1719 lebte. Um ein geordnetes Bild zu erreichen, durften die Bürger nur zweigeschossig bauen, die Traufe mußte sich zur Straße hin befinden, und auch die Höhe der Giebel wurde festgelegt. Interessiert betrachtet er die Häuser, bis die Kutsche in die «Frankfurter Straße» einbiegt, das Ziel seiner Reise. Nach kurzem Suchen fin-

det er das von Gottlob Weber beschriebene Haus. Gerade in diesem Augenblick tritt ein gebückter, weißhaariger Mann mit einem Bündel Akten unter dem Arm aus der Tür. «Wohnt hier der Porzellan- und Emaille-Maler August Altenberg?» fragt Goethe erwartungsvoll.

«O lieber Herr, da kommen Sie zu spät!» ist die traurige Antwort. Der alte Herr erzählt, daß Altenberg vor einem halben Jahr verstorben sei, daß sie Freunde waren und er ihm oft bei der Arbeit über die Schulter geschaut hat. Er war ein fleißiger Mann, der schon früh am Morgen über seinen Knöpfen gesessen hat und mit dem kleinsten Pinsel seine Kunstwerke auf die runden Dinger malte. Ganze Geschichten seien entstanden. Dann brannte er die Porzellanknöpfe in seinem Brennofen. Es kam vor, daß sie dabei ab und zu entzweigen und die Arbeit von Tagen vernichtet war. Um diesen Kummer zu überwinden, tranken sie beide in der nahe gelegenen Wirtschaft mehrere Schoppen Wein. Danach ging August meist schwankend nach Hause, aber am nächsten Morgen begann er sein Werk von neuem.

«Woran ist er eigentlich gestorben?», erkundigt sich Goethe. «Am Fieber», sagt der Alte. «Das ist eine traurige Geschichte.» Er wischt sich eine Träne weg, und Goethe erfährt, daß das Fieber Altenberg immer mehr geschwächt habe, bis er seine Arbeit aufgeben mußte und nur noch im Bett lag. Da seine Frau bereits vor fünf Jahren an Schwindsucht gestorben war, habe er als sein Freund ihn gepflegt. Aber alle fiebersenkenden Tees und die ständigen Umschläge halfen nicht. Selbst der Dr. Martin mit seinen Arzneien und Salben hatte keinen Erfolg, und am 9. März ist er dann gestorben. Sichtlich gerührt wischt sich der Alte abermals die Augen. Goethe drückt ihm teilnahmsvoll die Hand, sagt, wer er ist und daß er eigentlich hierhergekommen sei, um Altenberg nach einem bestimmten Knopf zu fragen.

Der Alte stellt sich als Johann Helbig vor. «Darf ich Sie zu einem Plätzchen bitten, an dem ich den Staub meiner Akten ausatme?» Sie gehen durch einen dunklen Flur und kommen durch eine Eisentür auf den Hof. »Hier ist mein kleines Paradies.«

Unter einem großen Kastanienbaum steht ein Eichtisch mit einer Bank. An den Wänden rankt Efeu, dazwischen befinden sich Blumenkästen mit blühenden Geranien. Helbig legt seine Akten auf den Tisch, und beide machen es sich bequem.

«Schön haben Sie es hier», bemerkt Goethe. «Mit Ihnen, verehrter Meister, unter meiner Kastanie zu sitzen, wird

mir unvergeßlich bleiben», beginnt Helbig. Er habe viele seiner Bücher und Schriften gelesen, und auch sein Freund Altenberg sei ein begeisterter Verehrer Goethes gewesen. Seine große Leidenschaft waren die Knopfserien mit der Darstellung des «Werther». Er selber sei Pensionist, habe bis dahin als Archivar gearbeitet. Auch jetzt noch, er blickt auf seine Aktenbündel, helfe er im Archiv aus. Etwas ungeduldig geworden, fragt der Dichter nach dem Verbleib der Knopfsammlung Altenbergs.

Genaueres wisse er nicht. Er habe nach dem Tod des Porzellanmalers den Neffen angeschrieben, denn der sei der einzige Verwandte, der noch lebe. Er löste nach der Beerdigung den Hausstand auf und schenkte ihm Altenbergs letzten Knopf mit dem Bildnis seiner Frau als Frühlingsgöttin.

Der Neffe heiße Carl Nicolai und könne ihm sicher nähere Auskünfte über die Knopfsammlung geben. Er wohne in Hofheim in der Hauptstraße, direkt neben dem «Gasthof Landsberg».

Goethe notiert sich die Adresse, bedankt sich für die freundliche Aufnahme und verabschiedet sich von dem Alten, der seinen Aufbruch sehr bedauert.

Am frühen Nachmittag trifft er am Weilburger Schloß ein. Nachdem er den Schloßbezirk mit dem Prinzessinnenbau, dem Marstall und der Reithalle erforscht hat, schlendert er durch den wunderschönen Barockgarten. Beeindruckt kehrt er in den Schloßhof zurück, setzt sich auf einen Mauervorsprung und beginnt, den Uhrturm zu skizzieren.

Gerade als die Zeichnung dem Ende zugeht, tritt ein Mann mit wilden Haaren und einem roten Bart zu ihm und bewundert besonders die geglückte Perspektive und das Kolorit.

Goethe ist erst über die Neugierde des Mannes in seinem Rücken irritiert, dann aber von dessen Kenntnissen in der Zeichenkunst sehr angetan. Der Bärtige stellt sich als Ludwig Doerner vor, bekannter Farbenhändler im Weilburger Raum und im ganzen Lahntal. Als er erfährt, wer vor ihm sitzt, verliert er fast die Fassung. Nie hätte er gewagt zu glauben, den Schöpfer der Farbenlehre kennenzulernen. Alles hat er gelesen, alle Schriften Goethes zur Naturwissenschaft. Und nun dieser Zufall! Da sein Geschäft und sein Farblabor nicht weit entfernt sind, lädt er Goethe zu einem Besuch ein.

Eigentlich wollte dieser heute noch abreisen, aber sein Interesse ist dann doch so groß, daß er beschließt, in Weilburg zu übernachten.

Doerner empfiehlt ihm den «Goldenen Löwen», da er mit den Wirtsleuten befreundet ist.

In der Farbenhandlung angekommen ist Goethe in seinem Element. Er besichtigt alles, besonders die Farbpulver erregen seine Neugier.

Bei den erdfarbenen, speziell den Rottönen, bemerkt er das Fehlen eines Tones, den er an der Fassade des Schlosses gesehen hat. Welcher Zufall! Doerner berichtet, daß er gerade gestern auf eine Erde gestoßen sei, die hier in der Gegend vorkomme. Eisenerzbergbau sei früher der Haupterwerbszweig im Lahntal gewesen, er habe in einem ehemaligen Bergwerk geschürft, und dabei sei er auf diesen Ocker gestoßen. Er holt ein Kästchen mit den Farbkörnern. Goethe nimmt einige davon und läßt sie durch die Finger rieseln:

«Bringst du die Natur heran,  
daß sie jeder nutzen kann;  
Falsches hast du nicht ersonnen,  
hast der Menschen Gunst gewonnen.»

Diese Worte ermuntern den Farbenhändler, noch heute abend den Ocker zu brennen, der, wie beide wußten, kalkfrei sein mußte. Goethe zieht ein deftiges Abendessen im «Goldenen Löwen» vor und lernt dabei die Wirtsleute kennen. In einem angeregten Gespräch erfährt er von einem Großvater, der wiederum Goethes Großvater väterlicherseits, Friedrich Georg Goethe, kannte, der der Wirt vom «Weidenhof» in Frankfurt war, bei dem ihr Großvater die Gastronomie erlernt hatte. Während der Erzählung erinnert sich Goethe schmunzelnd an seine Mitschüler, die ihn oft damit frotzelten, daß ein Kneipenwirt das Goethesche Vermögen begründet habe. Nach einem erlebnisreichen Tag begibt er sich heiter zur Ruhe. Zuvor allerdings schreibt er noch einige Zeilen in sein Skizzenbuch:

«Wir sprechen überhaupt viel zuviel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen. Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fort sprechen.»

Am nächsten Morgen zieht es ihn voller Spannung zu Ludwig Doerner. Trotz einer langen Nacht vor dem Brennofen ist dieser munter und gut aufgelegt. Sein Werk war vollbracht. Er hatte seine Farbe feingerieben und, versetzt mit einem Bindemittel, einige Farbaufstriche auf eine kleine Leinwand aufgetragen. Das wunderbare Rot entstand durch scharfes Glühen.

Begeistert ruft Goethe aus: «Meister, das Rot ist so leuchtend wie Ihr Bart!» Dann zitiert er:

«Wär' nicht das Auge sonnenhaft,  
wie könnten wir das Licht erblicken.  
Lebt' nicht in uns des Gottes eigene Kraft, wie  
könnt' uns Göttliches entzücken?»

Er erbittet sich einen Farbaufstrich, den er zur Erinnerung an Weilburg mitnehmen will. Doerner ist überglücklich, und in seiner Liebe zu Goethes «Faust» verkündet er pathetisch: «Dieses Rot soll dem Genius zu Ehren ‚Mephistorot‘ genannt werden und als solches in vielen Bildern

Verwendung finden!» Geschmeichelt steigt Goethe in seine Kutsche und sieht Weilburg mit seinem herrlichen Renaissance-Schloß langsam verschwinden.

«Mephistorot, nicht schlecht.  
Doerners Hexenküche  
'und alles, was dazu gehört,  
es sind gar wunderbare Sachen!  
Der Teufel hat sie's zwar gelehrt;  
Allein der Teufel kann's nicht machen.»

Goethe lacht. Der Kutscher fragt: «Wie meinen der Herr?

»Ach nichts, es ist schon gut.«

Die Hufschläge der Pferde hallen durch das Lahntal